

gegangen, ebenso daß nicht minder das Gemüt, das Irrationale in ihm sich regte als das logische, theoretische Denken.

Freilich stimmten uns die Lösungsversuche bei all dem Wahren, das in seinen mannigfachen, weittragenden Irrtümern verborgen liegt, bei all dem Fruchtbaren, das in seinen kühnen Konstruktionen steckt, oft recht nachdenklich und kritisch. Gerade während dieses Kongresses drängte sich uns das „Problem der Metaphysik“ in seiner ganzen Dringlichkeit und Dunkelheit von neuem auf. Was langjährige philosophiegeschichtliche Erfahrungen uns immer von neuem gezeigt hatten, das bestätigte sich uns wiederum an Hegel: Ein Einzelner kann das Problem der Metaphysik, seine Grundfragen nach der Natur des Seins und der einzelnen kategorialen Strukturen, nach dem Verhältnis von Gott und Geschöpf nicht lösen, er müßte denn in eine ganz außergewöhnlich günstige philosophiegeschichtliche Lage geraten sein, was niemand von Hegel behaupten wird. Ganze Denkerdynastien müssen sich darum abmühen, und organisch muß jeder einzelne Philosoph an die Problemstellungen und Problemlösungen seiner Vorgänger anknüpfend weiterbauen. Seit Descartes ist aber diese Kontinuität zerrissen, Kant selbst beklagte das philosophische Nomadentum. Sowohl in methodischer wie inhaltlicher Hinsicht sind die Wege verschüttet und verbaut, so viel Geniales auch im einzelnen abseits von der großen, fortlaufenden Heerstraße geschafft wurde. Mit diesem Fluch ist auch Hegel belastet. Seit dem Zusammenbruch seines Panlogismus sind die großen spekulativen Traditionen bis auf unsere Tage noch jäher zerrissen worden. Daher die tiefe Tragik unserer Zeit: ein heißes Bemühen, ein ehrliches Ringen, aber bis jetzt keine befriedigende Lösung, wie Hartmann betonte.

Unwillkürlich gingen unsere Blicke von der Hegelschen Spekulation zur Philosophia perennis. An ihrem Ausbau haben Jahrtausende hindurch die ersten Denker in organischer Weiterführung zugleich persönlich und korporativ, positiv aufbauend wie kritisch verbessernd gearbeitet. Wir haben in der griechisch-scholastischen Spekulation mehrerer Jahrtausende, in der Zusammenarbeit Platon-Aristoteles-Plotin, Augustinus-Thomas-Suarez, eine Metaphysik, eine

allgemeine Wissenschaft vom Sein, deren Prinzipien auf die verschiedenen Einzelgebiete angewandt werden, um ihre Gegebenheiten aufzuarbeiten. Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß nicht noch ein mannigfacher Fortschritt, eine vielfache Vertiefung, Bereicherung, Ausweitung möglich wäre, gerade auch durch Auseinandersetzung mit der modernen Problematik. Aber in der Philosophia perennis wirken Erfahrung und Denken, passiv-rezeptive und aktiv-schöpferische Kräfte, aposteriorische Bedingtheiten und apriorische Gesetzmäßigkeiten, das Einzelne und das Allgemeine, Subjekt und Objekt harmonisch zusammen, während sie in der scholastikfeindlichen Philosophie allzu oft gewaltsam zerrissen und aufgeteilt sind. Gerade die Hegelianer von heute greifen überzeugter als je zuvor in der neueren Philosophie auf die Erste Philosophie des Aristoteles zurück. Aber sie täuschen sich, wenn sie wie Hartmann oder Stenzel meinen, Hegel habe am tiefsten und genialsten den Stagiriten verstanden. Diesen Ruhm kann kein Unbefangener dem hl. Thomas von Aquin bestreiten.

Bernhard Jansen S. J.

### Haben die „Stimmen“ die Entwicklung der katholischen Literatur gehemmt?

Während Nadler die zweite Auflage seiner vierbändigen „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ mit dem Jahre 1914 schließt, steht in der zweiten Auflage von Salzers „Illustrierter Geschichte der deutschen Literatur“ die zweite Hälfte des vierten Bandes, der vom Beginn der Moderne bis in die unmittelbare Gegenwart führen soll, noch aus. Wir haben also, da Walzel die Formgeschichte in den Vordergrund stellt, einstweilen keine alles umfassende, vom katholischen Standpunkt aus geschriebene Geschichte der modernen deutschen Dichtung, und wir erhalten sie auch nicht durch das lebensvolle und reiche Werk, das Johannes Mumbauer als geistige Summe seines Kritikerlebens hinterlassen hat<sup>1</sup>. Ausdrücklich verzich-

<sup>1</sup> Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit. In 2 Bänden. Von Johannes Mumbauer. Erster Band.



tet er „auf den Anspruch“, eine Literaturgeschichte zu geben (S. 3), es geht ihm um „Darstellung“ (S. 3) oder genauer gesagt, um „Kritik“ (S. 11). In der weltanschaulichen und literarischen Wertung des dichterischen Schrifttums lag tatsächlich die Stärke dieses mutigen und begabten Kämpfers, und vielleicht hätte sein Buch noch gewonnen, wenn er sich auf die Erörterung literaturgeschichtlicher Zusammenhänge gar nicht eingelassen hätte.

Schon die Umgrenzung des zur Behandlung gewählten Zeitraumes durfte trotz aller Dehnbarkeit nicht so schwankend sein. In der Einleitung (z. B. S. 3 8 14) wird er auf „drei oder vier Jahrzehnte“ beschränkt, die „in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts“ mit der „Revolution der Literatur“ beginnen sollen, aber die Darstellung selber (S. 91) setzt ganz richtig um ein Jahrzehnt früher mit den Anfängen des Naturalismus ein (vgl. S. 79), der von den „Waffengängen“ der Gebrüder Hart (1882), von Conrads „Gesellschaft“, Arents „Modernen Dichtercharakteren“, Bleibtreus „Revolution der Literatur“ (alles 1885) ausging und 1891 durch Bahrs „Überwindung des Naturalismus“, 1892 durch Dehmels Angriff in der „Gesellschaft“ bereits in den Hintergrund gedrängt wurde. Als wichtigste „Wegebereiter der Neuerer“ werden (S. 49–54) Nietzsche und Langbehn hingestellt, obgleich diese doch erst zur Wirkung kamen, als die Neuerung längst begonnen hatte. Erst 1890 erschien „Rembrandt als Erzieher“, und erst um dieselbe Zeit schwoll die Nietzsche-literatur an. Ferner hat Nietzsche ja nicht dem Naturalismus den Weg bereitet, sondern dem später beginnenden Symbolismus, den Mumbauer übrigens zu wenig vom Impressionismus trennt (S. 468 f.), wie auch die Bemerkungen über die Quellgründe aller dieser Strömungen (z. B. S. 78 114 221 465 f.) recht lückenhaft sind. Und statt der (S. 7) verheißenen geistesgeschichtlichen Ordnung ist für die Teilung in Kapitel bald die zeitliche Reihenfolge der Dichter, bald ihre literarische Bedeutung, bald die Gattung ihrer Werke oder noch anderes entscheidend.

Nach solchen Beweisen geringer Sorg-

falt in geschichtlichen Dingen wundert man sich vielleicht weniger, wenn man (S. 35) die Behauptung liest, „die beiden Literarkritiker aus dem Jesuitenorden, Wilhelm Kreiten (1847–1902) und Alexander Baumgartner (1841–1910)“ seien es „vor allem“ gewesen, „die durch ihre kritische Taktik die später offen zu Tage tretende Rückständigkeit des spezifisch „katholischen“ Schrifttums grundlegten und durch ihre Nachbeter — vielleicht? — verewigten“. Da Baumgartner und Kreiten ihre nach Mumbauers Meinung „damals für ihre gesamten Konfessionsgenossen maßgebliche Literaturpflege“ hauptsächlich in unserer Zeitschrift übten, wird man nicht leugnen wollen, daß ein besonderer Anlaß gegeben ist, die Berechtigung der ungewöhnlichen Anklage hier zu untersuchen.

Gewiß genossen Baumgartner und Kreiten hohes Ansehen, aber von der Übertreibung, ihr literarisches Urteil sei „damals“ auf katholischer Seite einfachhin maßgebend gewesen, hätte schon die Tatsache abschrecken sollen, daß die deutschen Katholiken „damals“ auch andere geachtete Blätter für literarische Kritik besaßen: den „Literarischen Handweiser“ seit 1862, die „Literarische Rundschau“ seit 1875, den „Büchermarkt“ seit 1881, das „österreichische Literaturblatt“ seit 1892. Die Herausgeber und Mitarbeiter dieser Zeitschriften kann Mumbauer schwerlich in Bausch und Bogen als „Nachbeter“ Baumgartners und Kreitens bezeichnen, und wenn man außerdem bedenkt, was unsere katholischen Volksgenossen „damals“ an literarischer Bildung von den höheren Schulen und Universitäten mit ins Leben bekamen, wird man sich wohl gezwungen sehen, Schuld oder Verdienst an den Zuständen im katholischen Schrifttum auf sehr viele Köpfe zu verteilen.

Was Baumgartner und Kreiten durch ihre Kritik dazu beigetragen haben, braucht selbstverständlich nicht Wort für Wort gutgeheißen zu werden. „In der Literatur“, schrieb Baumgartner („Stimmen aus Maria-Laach“, Bd. 77, S. 363), „wird es immer Schwankungen und Gegensätze geben. Denn in Geschmackssachen werden allgemein objektive Grundsätze immer von subjektiven Verschiedenheiten modifiziert werden.“ Und Kreiten sagte (Bd. 55, S. 524) über seine ästhetische Wertung der „Ver-

80 (XII u. 624 S., mit 19 Bildertafeln.)  
Freiburg 1931, Herder. Geb. M 16.—



sunkenen Glocke“: „Diese unsere Ansicht mag vielleicht falsch sein, aber diese Falschheit muß mit Gründen nachgewiesen werden.“ Wenn in der Erregung des Kampfes manchmal ein starker Ausdruck fiel, so ist das wenigstens ebenso begreiflich, wie wenn z. B. Mumbauer in seiner kurzen Würdigung Alfred Kerrs (S. 113) die erstaunliche Gestaltungskraft dieses ihm „widerlich-schnodderigen“ Kritikers übersieht, seinen Falkenblick für das Wesentliche im Kunstwerk nur eben zu bemerken scheint und den alten Mann, dessen heidnische Lebensanschauung natürlich auch ich mißbilligen muß, rücksichtslos als „ein unerträgliches Exemplar jenes üblen Asphaltjudentums“ bezeichnet, „das sich im deutschen Schrifttum anmaßend breitmacht“.

Auf meine toten Mitbrüder Baumgartner und Kreiten glaube ich anwenden zu dürfen, was Mumbauer (S. 117) von Karl Muth sagt, der in glücklicherweise lang entschwendenen Zeiten mit ihnen um die Grundbedingungen des katholischen Literaturlebens gestritten hat: „Der Verfasser wird heute gewiß zu einseitige oder übers Ziel schießende Einzelheiten selber nicht mehr aufrecht erhalten wollen, aber im Kern hatte er das, worauf es ankommt, getroffen.“ Dazu stimmt vielleicht nicht übel die Bemerkung, mit der Mumbauer (S. 121) seine Betrachtung des „katholischen Literaturstreites“ schließt: „Keines der gegnerischen Lager konnte, wie es in solchen Fällen meist zu geschehen pflegt, einen ausgesprochenen Sieg verzeichnen, aber der Bann des zeitfremden Konventionalismus war doch gebrochen.“

Baumgartner kommt dabei eigentlich nicht so sehr in Frage wie Kreiten, weil er sich nach Ausweis der Inhaltsverzeichnisse unserer Zeitschrift verhältnismäßig selten mit der Kritik zeitgenössischer deutscher Dichtung beschäftigt hat. Manche seiner Urteile über die ausländischen Vorbilder der deutschen Naturalisten wirken neben entsprechenden Äußerungen Mumbauers durchaus nicht wie Hemmungen des Fortschritts der katholischen Dichtung. Über Ibsens Gesellschaftsstücke sagt Baumgartner (Bd. 34, S. 575 f.), „sozialwissenschaftlich genommen“, seien es „interessante Geständnisse“, „künstlerisch“ aber „traurige Erscheinungen“; denn das Drama

habe nicht die Aufgabe, „die widerlichen Skandale des Tages möglichst treu und szenisch lebhaft“ vor Augen zu führen, psychologische Studien seien keine Dichtung, der Menschheit tue eher not, „daß ihr wieder das Große und Schöne, das Hohe und Heilige, das Göttliche und Erlösende“ durch die Kunst nahegebracht werde. Ist diese Forderung Baumgartners nicht heute von neuem die Sehnsucht der einsichtigsten Freunde des Theaters? Mumbauer schätzt (S. 86) — nach meiner Ansicht mit Recht — Ibsens dramatische Technik wesentlich höher, gibt aber ebenso richtig das „Scheitern seiner Lebensarbeit“ zu und klagt: „Heilmittel gegen die Todkrankheit dieser Gesellschaft weiß freilich auch er nicht anzugeben.“ Für Tolstoj's Realismus in „Krieg und Frieden“ und in „Anna Karenina“ (Bd. 36, S. 67—81) oder für Dostojewski's „durchdringende Schärfe der Beobachtung, tragische Leidenschaft, hinreißende Fülle und Gewalt der Darstellung“ (Bd. 35, S. 511) hat Baumgartner schon in den Jahren 1888 und 1889 ebenso warme Worte gefunden wie Mumbauer (S. 87—90) im Jahre 1931. Lady Charlotte Blennerhasset hat 1911 im Berliner „Literarischen Echo“ (Bd. 13, S. 1081) auf die „überaus milde Beurteilung“ hingewiesen, die bei Baumgartner oft auch „recht zweifelhafte Christen“ erfahren, wenn sie nur nicht die kirchliche Ordnung stören. Wahr ist, daß Baumgartner alles, worin er eine Gefährdung des kirchlichen Geistes erblickte, streng verurteilte; aber daß er wegen dieser Haltung, selbst wenn sie manchmal die künstlerische Freiheit unnötig beschränkt haben sollte, die Hauptschuld an der literarischen Rückständigkeit der deutschen Katholiken trage, wäre doch eine gar zu abenteuerliche Behauptung.

Mit äußerster Folgerichtigkeit hat auch Kreiten (Bd. 34, S. 330—333) von seinem katholischen Standpunkt aus verlangt, daß die „Idee“ eines Kunstwerkes der katholischen Lehre nicht widerspreche, weil sonst die katholische Überzeugung des Lesers sich gegen die Darstellung auflehne, und also der ästhetische Genuß gestört werde. „Das wird den Kritiker nicht hindern, mit vollster Wahrung der Gerechtigkeit das Einzel-schöne im Werke, vom Ganzen losgelöst, anzuerkennen und zu genießen — das Gesamturteil aber wird je danach aus-



fallen, ob die Summe des Wahren oder die des Falschen überwiegt, ob der ungestörte Genuß oder das geistige Mißvergnügen beim Studium des Werkes vorwiegt.“ Natürlich habe eine solche Kritik „ihren vollen Wert“ nur für „überzeugungstreue Katholiken“. Aber auch für Mumbauer ist der „wesentliche Zweck der Literatur ... der Abglanz des Ewigen und Göttlichen in irdisch-sinnlichen Formen“ (S. 8), auch für ihn beschränken „Kunst und Dichtung sich nicht auf das rein Ästhetische, sondern umfassen das Menschentum in all seinen Lebensgebieten“, und über all das will er „selbstverständlich und unbedenklich von den Grundsätzen des katholischen Menschen“ aus urteilen (S. 11).

Daß Kreiten seine katholischen Grundsätze durchaus nicht eng handhabte, geht aus einer in unserer Zeitschrift (Bd. 78, S. 124) mitgeteilten Stelle des Briefes hervor, in dem er noch kurz vor seinem Tode die Absicht aussprach, seine Stellung zu den im „Literaturstreit“ erörterten Fragen noch einmal vor der Öffentlichkeit darzulegen, wenn er auch „Grund zur Befürchtung“ habe, daß man ihn „in einigen Kreisen des Liberalismus beschuldigen“ werde. „Transeat“, fügte er hinzu, das kümmere ihn nicht. Über die Haltung, die „ein sittlich ganz normaler, fein gebildeter Mensch“ erotischen Schilderungen gegenüber einnehmen müsse, schrieb er (Bd. 55, S. 515 f.): „Sieht er, daß die Behandlung des Gegenstandes nicht mit den Haaren herbeigezogen und nicht auf niedern Reiz berechnet ist, so wird er ihr wie jeder ersten Frage in Ruhe ebenso seine Aufmerksamkeit zuwenden, wie er es in einem Museum mit den sich folgenden Bildern tut, ob diese nun eine Landschaft oder eine dezent gehaltene Nacktheit darstellen.“ Die glänzende Entwicklung des englischen Romans im 19. Jahrhundert genügt übrigens, um zu beweisen, daß Fernhaltung gewagter Schilderungen kein Hindernis für den Aufstieg einer Literatur zu sein braucht.

Die von Mumbauer (S. 117) begrüßte Veremundusfrage des Jahres 1898: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?“ hatte Kreiten bereits 1889 (Bd. 36, S. 450—454) ebenso entschieden verneint wie Veremundus. Klar hatte er gesagt, daß „die Durchschnittsproduktion katholischerseits nicht auf jener

Höhe der Bildung und des Interesses steht, wie es erwartet wird und bis zu einem gewissen Grad erwartet werden muß“. Zwischen „unmoralisch-pikant und moralisierend-langweilig, zwischen realistisch-unsittlich und teewässerig-fade, zwischen materialistisch-pessimistischer Lebensauffassung und idylischem Gesäusel“ liege „die ganze Abstufung gesunder Kunstarten, die auch dem Katholiken als Künstler und Leser nicht versagt sein sollen“. Nach Technik und Problemwahl ständen die katholischen Dichter „vielfach gegen die besseren auf der andern Seite zurück“, und man werde „oft zum Verdachte versucht“, als ob sich „in vielen katholischen Kreisen“ die Meinung festgesetzt habe, „es brauche nur etwas von katholischer Seite zu kommen, um für Katholiken empfehlenswert und gut genug zu sein“. Gewiß herrsche auch in der nichtkatholischen Kritik Parteilichkeit, aber da merke man doch weit mehr als bei uns, daß „Fachleute sprechen“, während in unsere kritischen Sparten „zuviel Unberufene sich eindrängen“.

Aus den katholischen Dichtern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die noch nicht unter dem Einfluß der Moderne standen, hebt Mumbauer besonders Helle und Hlatky hervor (S. 34 f.); Kreiten zeichnet sie ebenso aus (Bd. 51, S. 414; Bd. 56, S. 101). Andere, die Mumbauer (S. 34) nur geringer Beachtung für wert hält, werden nicht nur von Kreiten, sondern auch von Max Ettlinger, der doch dem literarischen Kreise Mumbauers sehr nahe stand, in der Bearbeitung von Lindemanns Literaturgeschichte (Freiburg 1915) viel höher geschätzt. Und der Berliner Germanist Richard Moritz Meyer hat in seiner „Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ (4. Auflage, Berlin 1910, I 449 u. II 355) für die Kunst Behringers und Dyherrns hohe Anerkennung. Von den großen Romanen Enricas v. Handel-Mazzetti hat Kreiten nur den ersten, „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“, noch erleben dürfen, und er sagt darüber (Bd. 59, S. 580 f.), die Ausstellungen berührten „mehr zufällige Dinge“, die Zustimmung aber gelte „dem Wesen“: „der Kraft, die in diesen Seiten lebt, kann sich keiner entziehen“. Wenn schließlich Kreiten sowohl wie Baumgartner die Theorien des Naturalismus ablehnte, so hat die Entwicklung ihnen



bekanntlich sehr schnell recht gegeben, und Mumbauer verurteilt diese Anfänge der Moderne ebenfalls mit aller Schärfe (S. 114).

Mumbauer war also nicht gut beraten, als er Baumgartner und Kreiten die Hauptschuld an der literarischen Rückständigkeit der deutschen Katholiken zuschob. Dieses Versehen muß um so mehr auffallen, als er selber an einer späteren Stelle seines Buches (S. 78) schreibt, die treibenden Kräfte des literarischen Umsturzes seien außerkatholisch und widerkatholisch gewesen, und auch aus diesem Grunde hätten sich die Katholiken „an der Erneuerung der Literatur zunächst fast gar nicht beteiligt“; man solle dies „bei den Erörterungen über die angebliche katholische «Rückständigkeit» auf unserem Gebiet nicht, wie es leider

meistens geschieht, geflissentlich übersehen und die Gründe einseitig sonstwo suchen“. Weitere Gründe, deren die Katholiken sich ebenfalls nicht zu schämen brauchen, habe ich 1921 bei der goldenen Jubelfeier unserer Zeitschrift (Bd. 101, S. 320f.) geltend gemacht. Mumbauers Buch ist ein gewichtiges Zeugnis dafür, daß der Anteil der Katholiken am deutschen literarischen Leben gewachsen ist, und daß er leider noch immer nicht genug gewachsen ist. Das künstlerische Verständnis, mit dem dieser sprühende Kritiker die bedeutendsten Werke der gesamten zeitgenössischen Literatur unseres Volkes erschließt, ist uns eine zielbewußte und anspornende Führung zu unermüdlichem Weiterstreben.

Jakob Overmans S. J.